

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

258 (4.11.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr.44

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Männlich oder weiblich? Die „schwarzroten Herren“ aller Welt sind auf die Kunst schlecht zu sprechen. Das besonders dann, wenn ein Künstler die Vermessenheit hat, weibliche Schönheit und Anmut zu bilden. Erst unlängst, als in Raibach das Denkmal des Dichters Preßler enthüllt wurde, rief ein fanatischer Bischof den Zorn des Himmels auf eine in Stein gehauene Muse herab, weil diese über ihre knospenden jungfräulichen Formen kein Momentleid geworfen hat. Die Pfaffen lieben das Weibliche nur im geheimen und gebärden sich darum in der Leffentlichkeit um so asteifer. Darin gleichen sie sich überall. So berichtigten englische Blätter von einem Streit zwischen amerikanischen Geisteslichen und Künstlerinnen, der wieder einmal feststellen soll, ob die Engel männlich oder weiblich aufzufassen sind. Das ist bekanntlich ein Streitfall, der schon die Kunstgeschichte vergangener Jahrhunderte beschäftigt und in dem sich die „keusche“ Scholastik immer auf dem „männlichen“ Standpunkt befand. Der pietistische Mindergelehrte, daß das Weib der Irreuell aller Sünde ist, behauptet sich nahe bei den Frommen. Aber ebenso wie die alten, sind auch die modernen Künstler der gegenteiligen Ansicht, indem sie meinen, daß die Schönheit weiblicher Formen viel eher mit der Vorstellung, die man von Engeln habe, übereinstimmt, als die männlicher.

Aber da rede einer mit den Ueberfrommen, die sich nun wieder einmal darüber ereifert haben, daß zwei Engelstatuen in der Westmontafelle der Kathedrale des Evangelischen Johannes in New-York weibliche Figuren darstellen. Den guten Leuten ist es nicht möglich, in die richtige Abacht zu kommen, wenn sie diese einen Engel mit weiblichen Formen widmen sollen. Man sollte nun meinen, daß der liebe Gott nichts dagegen haben könne, wenn auch aus dem weiblichen Geschlecht Engel hervorgehen. Warum sollen denn auch gerade die Männer ein Monopol darauf haben, den Himmel mit Engeln zu besetzen? Die Frommten bleiben aber dabei, daß ihnen die weibliche Brust eines Engels, wenn sie auch nur von Stein ist — vielleicht eben deswegen — viel Unbehagen mache. Der Künstler, der die beabsichtigten Engel schuf — ein Belgier namens Gupton Vorglucn — geriet schließlich über die frommen unberufenen Kritiker so in Zorn, daß er die beiden Engel zernimmerte. Die Frage aber nach dem wirklichen Geschlecht der Engel wird indes unbeantwortet bleiben, wenn uns nicht die Engel selbst eine Aufklärung zukommen lassen.

Technik.

Zur Geschichte des Fingerhuts. Am 19. Oktober 1684 sandte der Goldschmied Vitolas von Venichoten zu Amsterdam das erste von ihm erfundene und angefertigte Exemplar eines Fingerhuts als Geburtstagsgeschenk an Madame v. Neusslar. Das Geschenk war von einem Schreiben begleitet, in dem der Goldschmied die Dame erjudete, „diese neue Bekleidung zum Schutze ihrer feinsten Finger als Beweis seiner Guld anzunehmen.“ Zwölf Jahre später wurde diese Erfindung von einem gewissen Johann Kottling in England eingeführt und hier zuerst in einem größeren Maßstabe ausgenutzt. Damals wurden die Fingerhüte noch ausschließlich auf dem Daumen getragen und meistens von Gold, Silber und Eisen gefertigt, während man jetzt mehr Stahl, Eisenblech und Knochen dazu verwendet. In China macht man sie aus Perlmutter, mit Gold eingelegt — aber vor allem zeichnet sich der Fingerhut der Königin von Siam aus, der in Form einer Kotosblume angefertigt ist. Dieser Fingerhut ist von Gold und mit Diamanten derartig besetzt, daß der Name der Königin und das Datum ihrer Verheiratung durch die selben gebildet werden.

Medizinisches.

Das musikalische Herz. Auch das gesunde Herz führt, wie jeder weiß, ein geräuschvolles Dasein. Der Arzt kann mit dem Hörrohr seine Tätigkeit verfolgen, und in starker Erregung wird das Schlagen des Herzens nicht nur für seinen Besizer, sondern auch wohl für einen anderen Klagestehenden hörbar, ohne daß dieser das Ohr auf die Oberfläche des Körpers zu legen braucht. Das „musikalische Herz“ aber ist noch etwas Besonderes und zum Glück nichts Häufiges, weil auf die Dauer kein Eigentümer seine Freude daran haben kann. Einen einzigen Fall von musikalischem Herzen beschränkt Dr. Patton im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung. Der damit behaftete gewesene Mann hatte von dieser Eigentümlichkeit seines Organismus die letzten 15 Jahre vor seinem Tode eigentlich gelebt, indem er sich einer großen Zahl von Ärzten und Studenten zur Untersuchung vorstellte. Er war nach seinen eigenen Aussagen ein geborener Musiker, später nach Sibirien verschickt worden, dann von dort entflohen und nach Amerika eingewandert. Gleich nach seiner Ankunft in New-York erkrankte er an Rheumatismus und wurde in das Bellevue-Hospital gebracht. Hier entdeckte man das eigentümliche Geräusch, das später von so vielen Ärzten studiert worden ist; vermutlich ist es auch damals erst entstanden. Der Patient selbst behauptete, daß sein Herz durch einen Gegenstoß vermindert worden wäre. In der Tat fand sich auf der Brust eine Narbe, die aber ganz oberflächlich zu sein schien und somit wohl kaum etwas mit dem Zustand des Herzens zu tun hatte. Die Untersuchung zeigte, daß das Herz stark erweitert war.

Die eingehende Beschreibung des Befundes geht nur den Fachmann an. Das Merkwürdigste daran war die Feststellung, daß das Geräusch beim Zusammensetzen des Herzens besonders stark war und den Charakter eines bestimmten musikalischen Tons besaß. Die Höhe des Tons wechselte. Zuweilen war er hoch und scharf, dann wieder tief und mehr sonor. Auch die Länge des Geräusches war beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Sehr stark waren diese Töne nicht. Zuweilen konnten sie gehört werden, wenn das Ohr in die Nähe des Brustkorbs gebracht

wurde, ohne die Haut zu berühren. In anderen Zeiten mußte man das Ohr schon dicht anlegen, um sie zu vernehmen. Eigentliche Beschwerden waren für den Patienten mit dieser sonderbaren Eigenschaft seines Herzens nicht verbunden, wenn er nicht gerade eine erhebliche Körperanstrengung auf sich genommen hatte. Daß diese Herzergeräusche Anzeichen einer Erkrankung des Organs waren, daran zweifeln die Ärzte von vornherein nicht. Im übrigen veränderte sich der Zustand des Mannes nicht bis zum vorigen Winter. Im Februar kam er zu Dr. Patton, klagte über Krankheit und sagte aus, daß seit kurzer Zeit das musikalische Geräusch seiner Herzstätigkeit verschwunden wäre. Der letztere Umstand regte ihn besonders auf und er war ganz niedergeschlagen, als der Arzt ihm sagte, daß das Geräusch vermutlich nicht wiederkehren würde.

Im übrigen litt er an einer Luftröhrentzündung, die nochmals wesentlich gebessert wurde, doch kehrte er bald wieder in ärztliche Behandlung zurück und starb Ende Mai. Selbstverständlich wurde sein Herz zum Gegenstand einer besonderen Prüfung gemacht. Es fanden sich doppelte Verletzungen an den Klappenöffnungen und an der Mündung der Aorta. Die hauptsächlichste Veranlassung für die Entstehung des musikalischen Tons mußte wohl in einer starken Anspannung der Sehnenfäden während der Zusammensetzung des Herzens gesucht werden, zumal sie eine merkwürdige Verdichtung zeigten. Die Erklärung des Vorgangs ist dann noch nicht leicht. Man hat den Ursprung eines Geräusches im Blutstrom so verstehen wollen, daß entweder der Eintritt des Blutes von einem engen in einen erweiterten Teil eines Blutgefäßes Ergitterungen verursacht, oder im weitesten Teil eines Blutgefäßes gewisse Wirbel bildete. Als Ergitterungen des Blutstroms kann man die musikalischen Herzergeräusche jedenfalls nicht erklären, und daher muß die Mitwirkung jener stark gespannten Sehnenfäden zur Deutung herangezogen werden. Musikalische Geräusche sind nach der Ueberzeugung von Dr. Patton immer ernste Anzeichen. Zuweilen werden freilich bei einer Erkrankung des Herzens die gewöhnlichen Geräusche so verstärkt, daß sie auf einen Abstand von zwei Metern hörbar sind.

Die Armut soust und jetzt.

Früher lag sie an der Straße, wo vorbei die Reichen schritten. Unter Winkeln, unter Klagen Eine Gabe zu erbitten. Früher hand sie vor Palästen, Tränkte sich vor Kirchen, durch die Spuren ihrer Leiden Edler Geber Herz zu rühren.

Früher, wenn ein Fest der Großen, Armut und Pracht dem Volk enthielt, stand die Armut dinständig, ohne Scheu Gehärdet sie erlitt. Und sie dankte für den Fußtritt, Wenn ihm folgte eine Spende, Und dem gültigen Tyrannen Stützte sie Gewand und Hände.

So gefiel sie ihren Herren, Denn der Glanz der Erdengröße Strahlte heller, wenn daneben Bettler zeigten ihre Blöße. Jetzt — die Zeit hat sich geändert, Hat vermehrt die Zahl der Armen, Aber nicht als Bettlerhorde Stehen heut sie um Erbarmen.

Heute steht die Armut schweigend, Steht mit finstern ernsten Mienen In der Werkstatt des Jahrhunderters An den tausenden Maschinen. Sucht sich Raum mit starkem Arme In des Lages Kampf zu schaffen, Schmiedet mit Gedankenschärfe Ihrer Zukunft Gewehrschäfte.

Heute nicht in Demut harrt sie Auf des frommen Mitteldeuts Frische, Deut mit ernster Forderung steht sie Vor dem Forum der Geschichte, Will, daß ihrer Arbeit Segen Unden in den Schoß nicht falle, Will kein Elfenbein führen, Will Gerechtigkeit für alle.

Will nicht vor den Thron wimmern, Durch die Hallen will sie schreiten, Um der Freiheit und der Gleichheit Rühn die Stätte zu bereiten, Will für alle gleichen Anteil An den Lasten und Genüssen, Und, da sie die Wehrzeit bildet, Wird man ihr gehorchen müssen.

Max Regal

Buchdruckerei und Verlag des „Volkstfreund“, G. d. u. G., Karlsruhe i. F.

Unterhaltungsblatt zum „Volkstfreund“

Nr. 44.

Karlsruhe, Samstag den 4. November 1905.

25. Jahrgang.

Das Geheimnis des japanischen Erfolges.

„Das gesündeste, stärkste und glücklichste Volk der Erde“ nennt der amerikanische Schriftsteller G. Irving Hancock die Japaner und schreibt diese Vorzüge dem Dschiu-Dschitu zu, einem System der Lebensführung und des Trainings, das er literarisch dargestellt hat. Man findet das Buch mit guten photographischen Darstellungen über den Japaner zurzeit in deutscher Uebersetzung in allen Buchläden und in zahlreichen Händen eifriger Leser; auch haben sich japanische Dschiu-Dschitu-Lehrer in England und Amerika eingefunden und Schüler um sich gesammelt. Hancock hat sich in Japan selbst sieben Jahre lang mit dem Studium befaßt, und man darf annehmen, es sei seinen Darstellungen nicht allzuviel Phantasie beigegeben, wenn sie vielleicht auch etwas gefärbt sind durch die Vorliebe für Japan und durch die charakteristische englisch-amerikanische Begeisterung für Sport und Training überhaupt.

Im Kriege mit Rußland sind ja wohl nicht allein die körperlichen Fähigkeiten und Leistungen das Ausschlaggebende gewesen, aber immerhin erscheinen darin die Japaner hervorragend veranlagt und entwickelt. Und sicher verbanden sie einen Teil ihrer Ueberlegenheit dem Dschiu-Dschitu, dem 2500 Jahre alten Körperbildungssystem der Sumarai, der uralten Kriegerkaste, deren Lebensaufgabe von jeher nur der Kampf war.

Obwohl Dschiu-Dschitu in der Kunst des waffenlosen Angreifens und Sichverteidigens gipfelt, finden sich auch eine Reihe ganz friedlicher Lebensregeln und Gesundheitsvorschriften ins System einbezogen. Viel Wichtigkeit wird einem guten Magen und dementsprechend der Diät beigemessen. Der Japaner genießt hauptsächlich Reis und andere Pflanzenstoffe, daneben frische, wenig anderes Fleisch, wenig Kartoffeln. Reis erscheint fast bei jeder Mahlzeit in irgend einer Form; von anderen Belegmitteln sind Bohnen, Tomaten, Mören, Gurken, Rettich, Kohl, Spinat, Früchte werden zwischen den Mahlzeiten genossen. Als für die Verdauung zuträglich gilt die rohe Zwiebel, als nervenberuhigend der Kaktus. Das Dschiu-Dschitu-System verpönt Stimulation und Nikotinfika.

Die Japaner sind von altersher wahre Amphibien und benötigen jede Gelegenheit zum Baden; selbst arme Leute gönnen sich zwei Bäder im Tag. Lofio hat über 800 öffentliche Bädanstalten. Abgehärtete Sumarai schwimmen sich nicht, nach einem heißen Bad sich im Schnee zu rollen oder in eiskaltem Wasser fern zu tauchen. Dabei sollen rheumatische Leiden in Japan sehr selten sein. Das reichliche Wassertrinken gilt als gesunde Durchspülung des Körpers, und die Japaner bringen es im Tage auf einen Konsum von 4 bis 5 Litern.

Interessanter als diese harmlosen allgemeinen Verhaltensmaßregeln sind die Dschiu-Dschitu-Kampfmethode, denen Hancock einen großen Teil des Buches widmet, und mit denen sich die zweite Hälfte ausschließlich befaßt. Sie sollen Kraft und Gewandtheit fördern, hauptsächlich aber dem Zweck persönlicher Wehrhaftigkeit, der Kunst waffenlosen Offensives und Defensives dienen, sind also nicht Selbstzweck wie ein Kriegerstudium oder die kunstvoll veredlungene Figur, die ein geschickter Schlittschuhläufer aufs Eis zeichnet. Man erwartet von Sport und Turnen wohl auch Erhöhung der Wehrfähigkeit des Ausübenden, doch nur als Nebenprodukt. Einzige Wechten, Ringen, Boxen und Verwandtes lassen sich mit den Dschiu-Dschitu-Methoden vergleichen; eine kurze Skizzierung der letzteren wird aber wesentliche Unterschiede ergeben. Schon in der ganzen physischen und geistigen Eigenart des Japaners liegt es begründet, daß bei Dschiu-Dschitu Gewandtheit und Präzision in der Ausführung der Bewegungen eine größere Rolle spielen als absolute Muskelkraft. Zwar findet man bei den Japanern oft prachtvoll entwickelte Muskulatur, und besonders auf die Durchbildung des Vorderarms wird Gewicht gelegt.

Im Dschiu-Dschitu liegt ebensoviel Kopf- und Nerven-, wie Muskelarbeit. Das System erzieht zu genauer Kenntnis der empfindlichsten, schwächsten Stellen des menschlichen Körpers und zu blitzschnellem Schlagen und Stoßen, aus eigenem Griff, wobei immer mit scharfster Präzision diese günstigsten Angriffspunkte getroffen oder gepackt und gequetscht werden müssen. Für den Japaner gibt es mehr als eine Achillesferse bei einem Gegner, er hat eine lange Liste von Körperstellen, wo ein Schlag oder ein Druck unerträglichen Schmerz oder förmliche momentane Lähmung auslöst, und richtet, durch die Dschiu-Dschitu-Übungen daran gewöhnt, stets seinen Angriff auf diese schwachen Punkte. Er kennt sogar sechs bestimmte Schläge, die, mit unbewaffneter Hand geführt, tödlich sein können. Freilich erzieht er seine Hand zu einer furchtbaren Waffe. Die Schläge werden fast alle sehr rasch und scharf mit der Kleinfingerhand der Hand geführt und diese Seite wird durch tägliche Übung, unzählige Male wiederholtes Aufschlagen auf Holz und andere solide Widerstände, äußerst hart und unempfindlich gemacht.

Am eigenen Körper sucht der Japaner die empfindlichen Stellen abzuwärteln und gegen alle Schmerz abzustumpfen, damit er im Kampf nicht allzu ängstlich auf Bedrückung bedacht sein muß. Ein wichtiger Angriffspunkt für Schlag und Druck findet sich nahe der Schulter, da von dort aus heftiger Schmerz und eine Art Lähmung des ganzen Armes erzeugt werden kann. Rantenschläge aufs Schlüsselbein, auf die Innenseite des Ellenbogens und auf die Speichseite des Vorderarms nahe der Hand sind ebenfalls wir-

*) Hancock, Dschiu-Dschitu, die Quelle japanischer Kraft. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Broch. 5 Mk., geb. 6 Mk.

fungsboll. Daß Stöße in die Magenruhe, überhaupt in die Weichteile des Leibes sofortige Atemnot und zur totalen Kampfanfähigkeit führende schwere Schockwirkungen hervorbringen, wissen auch wir Kosiker und verpönnen sie im ehrlichen Ringkampf. Im Dschiu-Dschitu sind sie bei Abwehr von plötzlichen und unvermuteten Ueberfällen sehr beliebt und werden mit den tief eindringenden Fingerspitzen der gestreckten Hand, aber auch, wenn die Hände sonst nützliche Verwendung finden, mit Knie und Ellenbogen geführt. Erscheint eine Hand zu schwach für die beabsichtigte Wirkung, so werden beide mit den Handflächen aneinandergelagert und zu Stoß und Schlag verwandt.

Das Ueberdrehen von Gelenken, besonders das Ueberstrecken des Armes im Ellenbogengelenk wird im Dschiu-Dschitu ebenfalls gelehrt und zwar mit sehr schlauer Berücksichtigung von Hebelwirkungen, die größte Kraftwirkungen ermöglichen. So wird z. B. des Gegners Faust erfaßt, sein Arm gehoben, gestreckt und so gedreht, daß der Handrücken nach unten gerichtet ist. Der gewandte Dschiu-Dschitu-Mann soll nun möglichst seine Schulter unter den Ellenbogen des Gegners schieben können, und es leuchtet ein, daß er dann an der Faust des Gegners einen Zug ausüben kann, der den Arm zu brechen vermöchte. „Des Teufels Handschlag“ ist ein Verfahren, das auch auf Ueberstreckung des Arms im Ellenbogengelenk beruht, das forcierte Rückwärtsbewegen der Finger gehört in dieselbe Kategorie. Die Theorie und Praxis des „Handenschlags“ ist im Dschiu-Dschitu ebenfalls sorgfältig bis in alle Details ausgebildet, ferner eine ganze Menge kombinierter Angriffs- und Verteidigungsmethoden, eigentlicher „Gänge“.

Das rationale Vorausschmeißen jüdringlicher Personen, die beste Art, den am Boden liegenden Gegner hilflos zu machen, die geschickteste Weise hinzufallen, ohne sich wehe zu tun, rasch aufzuschließen, durch Sprung, sich Duden, Kriechen, auszuweichen oder anzugreifen, die Enttaffung eines mit Stof, Keule oder Revolver angreifenden Gegners, all dies wird gelehrt. Ein offener Kopf mit Kermeln wird dem Träger gewandt über die Schulter hinunter bis nahe an die Ellbogen geführt, was für den Moment den Gebrauch der Arme unmöglich macht.

Daß Hancock wiederholt auf die Friedfertigkeit, Gutmütigkeit und sanfte Rücksichtnahme der Dschiu-Dschitu-Krieger hinweist, die in ihren Mahregeln nie weiter gehen, als es eben der Fall verlangt, und den höchsten Triumph darin erblicken, den Gegner wehrlos zu machen, ohne ihm zu schaden, mag denen zur Beruhigung dienen, welche das Beside empört, das nun einmal für unsere biederen Lausländer und besonders germanischen Anschauungen den Dschiu-Dschitu-Methoden anhaftet. Ein bedrohlicher Japaner lächelt erkt verächtlich; wird der Streit unvermeidlich, so scheut er vor keinem Kniff, keiner Finte, keiner Fuchst, sei sie „kommentmäßig“ oder nicht, mehr zurück; ergibt sich der Gegner, bevor die radikalsten Methoden nötig werden, so ist der Japaner zufrieden, und sogleich erscheint wieder ein freundliches Lächeln auf seinen Lippen.

Kundige Anhänger von Dschiu-Dschitu haben bei vielen Gelegenheiten bewiesen, daß sie die gefährlichsten Bozer bewältigen, sobald sie nicht an die Regeln des „Kings“ gebunden sind und ihre Kniffe anwenden dürfen. Englische und amerikanische Seeleute, die ihre Fäuste sonst überall mit Erfolg gebrauchen, ziehen in den japanischen Häfen den kürzeren, sobald sie sich mit Dschiu-Dschitu-Kundigen einlassen und es sind genügend Fälle bekannt, wo ein japanischer Polizist drei und vier der ärgsten Matrosenraufbolde im Handumdrehen zur Vernunft und Ruhe brachte.

Jeder „kommentmäßige“, an Regeln gebundenen Kampfmethode gegenüber ist natürlich den Dschiu-Dschitu-Methoden mit ihrer absoluten Rücksichtslosigkeit, die keine verbotenen oder verpönten Griffe und Schläge kennt, der Erfolg sicher. Im friedlichen Dschiu-Dschitu-Leben werden freilich gewisse Abmachungen zum Voraus getroffen, die „Gänge“ gleichsam angelegt, der Sieger bestimmt. Es ist auch strenge Vorschrift, daß sich keiner der Lebenden ereifere, das Lächeln ist obligatorisch.

Daß Dschiu-Dschitu eine vortreffliche Schule der Gewandtheit und der Standhaftigkeit gegen Schmerzen ist, leuchtet ein. In Amerika und England und neuerdings auch in Kaufman wurde Dschiu-Dschitu bei der Polizei offiziell eingeführt. Jedenfalls ist es für jeden, der sich mit körperlichen Übungen befaßt, von höchstem Interesse, das System kennen zu lernen.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß über kurz oder lang auch in Deutschland Dschiu-Dschitu-Schulen, wie sie z. B. in Amerika und England in vielen Orten aufgefunden sind, entstehen.

Von den Himmelserscheinungen im November.

Von Georg Kaeffner in Bremen.

(Nachdruck verboten.)

Durch die Verstellung des Sonnenmergers um 40 Minuten und die Verhinderung ihres Aufganges um 50 Minuten, also die Verminderung der Sonneneindauer um anderthalb Stunden sowie die geringere Mittagshöhe, bis zu der die Sonne von Tag zu Tag herabsinkt, er-

Widen die Ländergebiete unserer Zone den stärksten Abfall von Licht- und Wärmeabstrahlung der Sonne im Jahreslaufe. Denn im Dezember sind diese Abstrahlung in der Dauer des Sonnenscheins viel geringer und die stärkeren im Oktober treten dennoch weniger in Wirkung, weil die noch erheblich größere Mittagshöhe der Sonne ein viel wirksameres Wärmequantum zurückläßt. Die Novemberabende sind daher auch für die Sichtbarkeit des Sternenhimmels die günstigsten, denn der kleine Zuwachs, den die Sichtbarkeitsdauer im Dezember erfährt, wird durch die größere Annehmlichkeit der noch nicht so kalten Novemberabende mehr als aufgehoben. Wir können uns nun schon in den Frühabendstunden der anziehenden Gebilde des fernen Weltraums erfreuen.

Am 7. Dezember im Elbspaumt sich jetzt das leuchtende Band der Milchstraße in den ersten Abendstunden noch hoch über uns aus und gestirnt, seine mannigfachen Form- und Helligkeitsabstufungen in günstiger Lage zu beobachten. Schon nach dem südwestlichen Horizonte zu rückt jene schönste Partie, die sich von einem schönen Sternbilde, dem Schwann, geschnitten, in zwei Teile gabelt. Auf dem westlichen Ast funkelt schon tief stehend, der helle Altair im Adler. Noch oben treten die fünf charakteristischen Sterne der Cassiopeja aus dem Milchstraßenbild hervor, und davon grenzt nach Osten zu das Bild des Perseus, in dem im Februar 1901 der neue Stern erschien, der in der Folge so viel Aufsehen machte. Der hellste Stern der Perseusgruppe ist der merkwürdig veränderliche Algol im Nebulenhaupt. Auf der Nordseite der Milchstraße funkelt tief die helle Kapella im Fuhrmann; in der zweiten Morgenstunde erreicht sie ihren höchsten Stand. Auch die hellglänzende Wega in der Leier, das Fixsterneneinheitslicht, steht auf der Nordseite der Milchstraße. Daran grenzt der Perseus, ein sehr ausgebreitetes Sternbild, und tiefer folgt die nördliche Krone mit der hellen Gemma. Im Osten stehen die Plejaden und Hyaden um Aldebaran schon hoch; letzterer erreicht in der zweiten Morgenstunde seinen höchsten Stand im Süden. Auch die Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux sind, an die nördliche Seite der Milchstraße grenzend, im Osten heraufgekommen. Das schönste Sternbild des ganzen Himmels, der prächtige Orion, tritt jetzt wieder als hervorragendster Schmuck des Fixsternhimmels auf. Im Südosten sehen wir links, im tiefroten Lichte funkelnd, Betelgeuse in der südlichen Schulter Orions. Darunter steigen die drei hellen Gürtelsterne empor, und am westlichen Fuße glänzt der hellste Stern Orions, Rigel, in weißem Lichte. Unter den Gürtelsternen erkennen wir nicht zu schwer den matten Schimmer des riesigen Orionnebels. Im Norden sehen wir den Himmelstagen in seinem tiefsten Stande, er erscheint uns so von ungenüßlicher Größe. Im Süden kommen die ausgebeugten Sternbilder des Tierkreis, der Wassermann, der Widder, die Fische, herauf, auch die Skorpionsterne und der Hund, in ersterer der Regulus, in letzterer der hellste Fixstern des Himmels, der Sirius, erst in vorgeklärter Abendstunde. Ganz tief am südlichen Horizont funkelt in lebhaftem farbigem Glanze ein Stern erster Größe, Komahaul, der schon um 7 Uhr abends seinen höchsten Stand über dem südlichen Horizont erreicht.

Am 4. November haben wir erstes Viertel, am 12. Vollmond, am 20. letztes Viertel und am 26. Neumond. Die in den Tagen von 10. bis etwa zum 15. auftretenden Sternschuppen werden also wegen des Vollmondlichtes nicht so gut zu beobachten sein wie die vom 27. bis 29. November zu erwartenden Andromedaiden.

Von den großen Planeten bleibt Merkur im November unsichtbar; die Venus ist am Anfang des Monats noch zwei, am Ende jedoch nur noch 1/2 Stunden vor Tagesanbruch zu sehen. Mars dagegen, dessen Sichtbarkeit bis Ende September wegen des stets nach Süden rüdenden Standes abgenommen hatte, wird wegen der zunehmenden Länge der Nacht, besonders infolge ihres früheren Einbruchs, wieder länger sichtbar sein. Am Ende des Monats ist er noch 3/4 Stunden nach der Abenddämmerung am südwestlichen Himmel sichtbar. Immerhin aber wird durch seine tiefe Stellung am Horizont seine Sichtbarkeit beeinträchtigt. Der Planet ist leicht erkenntlich an seiner blutroten Farbe; zudem steht er am 2. November und am 1. Dezember dem Monde sehr nahe und ist daher unsicher aufzufinden.

Die günstigste Stellung hat jetzt der Planet Jupiter. Er ist am 24. d. M. in Opposition zur Sonne, d. h. er steht von der Erde aus gesehen der Sonne gerade gegenüber. Wenn also die Sonne am Himmel steht, d. h. am Tage, dann befindet sich Jupiter unter dem Horizont, steht dagegen die Sonne unter dem Horizont, d. h. zur Nachtzeit, so steht Jupiter am Nachthimmel, an dem er die ganze Nacht hindurch als hellster Stern in gelblichem Lichte glänzt. Mit dem Fernrohr hat man Gelegenheit, das wechselvolle Spiel seiner Trabanten zu beobachten, die für die Schiffahrt eine so bedeutende Rolle spielen. — Am 13. November steht Jupiter in der Nähe des Mondes. — Auch der Saturn ist in diesem Monat noch günstig zu sehen, obwohl er nun schon in den späteren Abendstunden untergeht und am Ende des Monats nur noch etwa 5 Stunden lang sichtbar ist. Saturn war vor den schon im Altertum bekannten Planeten der am weitesten von der Sonne entfernte, erscheint in röthlichem Licht und ruhigem Glanze als Stern zweiter Größe.

Mit Hilfe eines hinreichend starken Fernrohrs erkennt der Beobachter auf der Oberfläche des Planeten in seiner Äquatorialgegend schwache dunklere Streifen, zwischen denen sich zuweilen, wenn auch selten, scharfer begrenzte Flecken zeigen. Aus deren Bewegung ermittelten William Herschel und in neuerer Zeit Nath. Hall eine wahrscheintliche Umdrehungsdauer des Planeten um seine Achse von etwa 10 1/4 Stunden. Wie unsere Leser wissen, wird der Planet von 9 Monden begleitet; außerdem umschwebt die Saturnringel noch ein flacher etwas hellerer Ring oder vielmehr ein System von allerdings unterschiedbaren Ringen, die von einer zahllosen Schar kleinerer Körperchen gebildet werden. Die Ringe der Ringe sind nicht immer gleich sichtbar; das wird durch eine Veränderung in der Gruppierung der unzähligen kleinen Meteoroiden verursacht.

Noch einige Worte über die Sonne. Neuerdings befindet sich die Sonne wiederum in starker Tätigkeit. Man versteht darunter das Auftreten von Sonnenflecken, Sonnenfakeln usw. Im Oktober war, wie wir unseren Lesern schon mitteilten, wieder ein großer Fleck sichtbar, der mit bloßem Auge erkennbar war und den sich föhentlich, unserer Aufmerksamkeit folgend, recht viele unserer Leser mit einem Wendeglas angesehen haben. Diese Fleckengruppe ist die größte, die seit langem zu sehen war. Sie zeigt natürlich alle diejenigen Eigenheiten, die Sonnenflecken besitzen, in besonderem Maße. In der Mitte eines Fleckens ist ein dunkler Kernfleck sichtbar, der von einem Halbhalben oder Kernumtraube umgeben ist. Diese letztere besitzt meist eine feisige oder wirbelige Gestalt. Die scheinbare Dunkelheit der Flecke ist übrigens nur eine Kontrastwirkung gegenüber dem überwältigend großen Glanze der übrigen Sonnenscheibe; die Flecke strahlen sogar sehr beträchtliche Licht- und Wärmemengen aus.

Wenn der Neue reißt.

(Nachdr. verb.)

Jede Jahreszeit ist für den Freund der freien Luft bekanntlich jeweilig die schönste. Das geht nicht nur dem kleinen Knaben so, der nach der Geschichte in den Volksschullebüchern auf vier verschiedenen Schiefertafeln jeder der vier Jahreszeiten das Lob zuerkannt, die allerhöchste nur für intime Kenner unserer Mutter Erde gibt es natürlich nicht nur vier, sondern mindestens dreierlei verschiedene Jahreszeiten. Und eine der liebsten ist mir die — wenn der Neue reißt. Der „Neue“ ist der neue Wein, und wenn wir Alemannen sagen, er „reißt“, so meinen wir, er gäre. Er reißt nämlich gern die Fässer auseinander und die Menschen um. Noch schöner klingt eigentlich das Wort, das unsere Schweizer Nachbarn dafür haben. Sie sagen für den neuen Wein Sauer, weil er im Faß ein behagliches Säusen ertönen läßt. Er wird aber auch mild, und dann klingt das Säusen schon mehr drohend. Dann nennen sie ihn „Sauer im Stadium“.

Wenn im Wald die rote und gelbe Laubpracht der Bäume Blatt für Blatt langsam zur Erde fällt und die Herbstsonne das Blattgeriesel der weichtämmigen Birken vergoldet; wenn die lehmigen Wege in den Nebbergen vom Oktobernebel glittig geworden sind und ihr Begehen muskelfördernde Weine zur Voraussehung hat; wenn in den Scheunen der Dörfer die Weintrotten knarren und ohne irgend eines Großherzogs oder Kaisers Geburtag Schiffe knallen, dann ist die schönste Zeit im Jahr. So empfinde ich es wenigstens, und so empfand es einer, von dem ich jetzt erzählen will, und dessen Wunsch, in dieser Zeit zu sterben, ein gültiges Schicksal in Erfüllung gehen ließ.

Er war kein Säuer und kein Fresser, wie jetzt nach dieser Einleitung einige Antialkoholiker bestimmt glauben werden, sondern ein nüchtern, gültiger Mensch von großherzigem Wesen. Und dabei von jener Bescheidenheit, die alle wirklich edlen Menschenseelen auszeichnet. Viele hielten ihn für einen Narren, andere für einen schätzbaren Geistes, und diejenigen, die ihm nicht weh tun wollten, meinten, er sei halt ein Original.

Dabei war er seinem Beruf nach etwas, wozu er — ohne daß ich mit dieser Bemerkung seinen Herren Kollegen nabretten will, am meisten bestimmt, nämlich Freiseur. Seine Eltern hatten ihn zu diesem Beruf bestimmt, und damit verbundene er sich sein tägliches Brot, ohne sich deshalb unglücklich zu fühlen. Der Ehrgeiz, eine seiner geistigen Begabung entsprechende Stellung zu erringen, oder das Bedürfnis nach besseren Verhältnissen fehlten ihm vollständig. Er war eine philosophische Natur, hauste in seiner Barbierstube mit den einfachsten Mitteln, und seine Gemüthsruhe erstreckte sich bloß darauf, stets ein gutes Gewissen und ein ruhiges Gemüt zu haben. Das erstere fiel ihm keineswegs schwer, obwohl er mit sich selbst sehr streng war. Mit dem ruhigen Gemüt aber hatte es seine Schwierigkeiten. Denn auch er wählte sich, wie alle Menschen, seine Philosophie nur dazu aus, um über seine Mängel hinwegzukommen, und seine Philosophie war die der Stoiker. Etwas, der Philosoph in Sklavensketten, das war sein Mann. Immer freundlichen, ruhigen Gemüths und unabhängig von äußeren Umständen sein zu können, das schien ihm das Höchste. Aber bei der Ausführung haberte es oft stark, denn er hatte einen Vulkan in seinem Innern, den er sehr oft bergelich zu dämpfen versuchte. Er war leicht begeisterungsfähig, und sein Wesen neigte ins Künstlerhafte. Aber die eine der zwei Seelen, die auch er in seiner Brust trug, bahte diesen natürlichen Zug in ihm, und so machte er in strenger Selbstzucht aus sich einen ernsten, nüchternen und fleißigen Menschen. Verheiratet hat er sich nie, weil er unabhängig sein wollte. Mit seinen Pflichten gegen die Mitmenschen nahm er es sehr ernst, und nichts härteres konnte er über einen anderen sagen, als: „Er hat seine Pflicht nicht getan.“

Die Intelligenz der kleinen Kreisstadt gehörte zu seiner Kundschafft. Oft konnte man ihn in seiner Wude treffen, wie er mit einem dick eingeseiften Professore über irgend ein philosophisches Thema sprach, und zwar nicht mit jener Wichtigtuerei und Unwissenheit, wie sie bei Barbieren und verwandten Berufsgenossen sprichwörtlich ist, sondern mit Sachkenntnis und Weisheitheit.

Aber ganz hat er seine Künstler- und Dichternatur nicht niederdwingen können. Seine Kunden dienten ihm freiwillig zu physiognomischen Studien. Fast täglich nahm er sein Vieruhrbrot in einer benachbarten Werkstatt ein, wo sich allerhand abenteuerliche Gestalten des Städtchens, Lumpen und Originale einfanden, um dort kostenlos zu wespem. Die Kosten trug unser Philosoph, und seine Rechnung fand er in den Erzählungen der lustigen Kumpane und Faulenzer. Er war viel zu erfahren, um nicht zu wissen, daß solche Leute durch Predigten nicht gebessert werden können. Aber manchmal konnte er sich doch nicht enthalten, die Kerle zu fragen, ob ihnen eigentlich nicht das Gewissen schlage wegen ihres Lumpenlebens. Gewöhnlich war ein lautes allgemeines Gelächter der seltsamen Gesellschaft die einzige Antwort auf diese Frage des

Moralischen. Auch Handwerksburschen waren für ihn interessanter als Menschenfänger als viele seiner Kunden. Gewöhnlich ließ er die Sälte seines Mittagessens übrig und fand stets Viehhaber dafür. Die Erlebnisse und Schicksale dieser Leute gaben ihm reichlichen Stoff für sein nachdenkliches Gemüt.

Zweimal im Jahr aber verlieh ihn seine Weisheit, und dann wurde er ein völlig anderer Mensch. An Fastnacht, und wenn der Neue riß. In diesen Tagen flammerte er sein Leben gewissermaßen ein, wie dies Schriftsteller mit schlechtgeratenen Sagen zu tun pflegen. Und dabei waren diese Tage gar nicht so schlecht geraten und einfallernsbedürftig. Da ließ er dann der zweiten seiner beiden Seelen ungehindert ihren Lauf. Er, der immer zwar bescheiden, aber lauter gekleidete Mensch mit dem gar nicht schönen, aber klugen und ersten Gesicht gefiel sich darin, in den abenteuerlichsten Verkleidungen auf der Straße oder auf den Wällen zu erscheinen. Als Wilderer oder Raubritter führte er seine Rollen immer mit einer konsequenten Treue durch. Der verständige, ruhige Mann von sonst raubte jetzt jungen Damen Küsse oder einer schmausenden Gesellschaft ein paar Pratsprüche, und zwar ohne daß der Alkohol die Verantwortlichkeit für diese Charakterveränderung zu tragen gehabt hätte. Er konnte dann auch ohne Wein von einer tollen Ausgelassenheit sein. Derartige Tage hatte er auch regelmäßig im Herbst. Dann zog er gewöhnlich allein oder nur mit einem Freunde hinaus ins Nebgebirg. Er füllte seine Seele ganz mit der Pracht der Herbstlandschaft, setzte sich in einem Dorf in ein Wirtshaus zu einem Glas „Neuen“, zu dem er sich Küsse, Trauben und schwarzes Bauernbrot geben ließ. Der Heimweg durch die dunkeln Wälder war dann immer das schönste. Da sprudelte er in tollen Ausfällen und schwelgte in Vegetation. Und der Schluß von all seiner Ausgelassenheit war immer der Wunsch, daß er sterben möchte, wenn der Neue reißt und die Blätter fallen. Wenn ich ihm dann wohl einmal auf solchen Gängen vorbeilief, diese Todesgedanken seien nichts als läppische Sentimentalität und eines Philosophen unwürdig, dann wurde er immer plötzlich ernst und sagte ganz still und ohne jedes Pathos: „Sie werden sehen, ich werde nicht fünfzig.“

So ist es denn auch gekommen. Ein seltsames Leiden hat ihn weggerissen. Es war vor einigen Jahren im Herbst, als er zu mir kam mit einer etwas ersten Heiterkeit und mich fragte, ob ich nicht noch einmal mit ihm ins Nebgebirg wolle. „Nach einmal“, sagte er, aber ich legte im Augenblick keinen besonderen Wert auf diese zwei Worte. Er war fröhlicher als je an diesem Herbsttag. Auf dem Heimweg sang er mutwillige Lieder, und obwohl er keine schöne Stimme hatte, lag doch sein ganzes treues, hartes Herz in seinen Liedern. Auch sein Lieblingslied sang er nach der alten Landstreichmelodie:

Und werd ich dann erschossen,
Erischöfen auf weiter Feid,
Dann trägt man mich auf Spießen,
Mein Grab steht mir bereit.
Dann schlägt man mir das Rumerlein Num,
Das ist mir neumal lieber
Als aller Pfaffen Gebrumm.

Den letzten Vers wiederholte er noch einmal und socht mit seinem Stoch durch die Luft.

Zwei Tage später hat man ihn in eine Irrenanstalt gebracht. Zwei Wochen später hat man ihn begraben, als der Neue noch riß und die letzten Blätter fielen. Gerade so, wie er sich gewünscht hatte.

Die Ursache seines Todes war ein Unfall, den er als Knabe beim Goldspalten erlitten hatte. Damals war ihm ein Goldspalter ins Auge gedrungen, und ganz langsam führte die Verletzung zu einer Hartbofiannammlung auf der hinteren Seite des Augapfels. Die entstehende Entzündung ergriff den Augennerv und das Gehirn, und dann kam die Katalaprophe, wenige Wochen vor seinem fünfzigsten Geburtstag. Und jedesmal, wenn der Neue reißt und die Blätter fallen, muß ich seiner gedenken. Denn er war einer der prächtigsten Menschen, die ich kenne. Er sah die Natur mit den Augen eines Dichters und die Menschen mit denen eines Philosophen an, und war nur zu bescheiden, um daraus besonders Weisen zu machen. Und da ihn das Schicksal zum Barbier bestimmt hatte, gab er sich damit zufrieden und erfüllte gewissenhaft seine Berufspflichten. Mit dem Allgumenschlichen aber wurde er bei den genannten zwei Gelegenheiten fürs Jahr fertig. Und das werden ihm nicht viele nachmachen.

Lufdruckschwankungen und Gesundheit.

(Nachdr. verb.)

Während das körperliche Befinden und das Wetter in ihren Beziehungen bisher nur im Volksmund eine Rolle gespielt haben, beschäftigt sich jetzt auch die medizinische Wissenschaft mit diesen Dingen, denen man bisher als Imponderabilien gleichgültig gegenüberstand, in exakter Weise. Einer der Beruche, in dieser Beziehung Klarheit zu schaffen und die offenbar ganz schwerwiegenden Einflüsse des Barometerstandes resp. der Lufdruckverhältnisse auf den menschlichen Körper festzustellen, ist die Schrift des kürzlich verstorbenen Dr. Lehmann über den frantmachenden Einfluß atmosphärischer Lufdruckschwankungen. Dr. Lehmann hatte ein nach tausenden von Personen zählendes Beobachtungsmaterial in seiner Anstalt zur Hand und hat denn auch Jahre hindurch genaue Aufzeichnungen über den Zusammenhang von Wetter und dem Befinden seiner Patienten gemacht. Er ist dabei zu dem Schluß gekommen, daß insbesondere die hohen, barometrischen Minima von ganz besonders starker Einwirkung auf die Funktionen der körperlichen Organe, insbesondere der Unterleibsorgane und im Anschluß daran des Zirkulationsapparats und der sensiblen Nervenbahnen sind. Schon Goethe hat diese Tatsache konstatiert, in seinen Gesprächen mit Edermann sagte er am Sonntag, den 21. März 1880:

„Es ist unglücklich, wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange. Der Geist muß dem Körper nur nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Wirkung aufzuheben und es gelingt mir.“

So Goethe. Die physikalischen Ursachen dieser nachteiligen Wirkung niedriger Barometerstände liegen darin, daß beim Sinken des Luftdruckes naturgemäß auch der Luftdruck auf diejenigen Teile des Körpers, welche nicht durch das feste Knochengerißt widerstandsfähig sind, also insbesondere auf den Unterleib, erheblich geringer sein und eine Ausdehnung dieser Körperteile zur Folge haben muß. So ist z. B. ein Barometerabfall von 20–30 Millimeter Quecksilber einer Verminderung des Atmosphärendruckes auf die Bauchoberfläche von 80 Kilogramm gleichkommen. Eine Aufblähung des Darmkanals, eine stärkere Bildung der Darmgase, kurzum jene Blähungszustände, die insbesondere für sog. Gefäßneuralgie charakteristisch sind, treten auf und führen eine Anzahl höchst unangenehmer Folgezustände mit sich. Die zahlreichen Frühjahr- und Herbst-erkrankungen, insbesondere die Influenza, entstehen nach Zahmanns Ansicht, wenn auch nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich durch die Einwirkung der barometrischen Minima und starken Lufdruckschwankungen. Zahmann empfiehlt als vorzügliches Mittel gegen derartige Herbst- und Frühjahrserkrankungen die Anwendung heißer Fußbäder zur Beförderung des Blutlaufs und als künstlichen Ersatz für den Luftdruckunterchied das Anlegen straff gespannter Leibbinden.

Ähnliche Wirkungen scheinen auch aus dem Schwanken in der Luftelektrizität zu resultieren. Auf diesem Gebiete hat als Erster der Wiesbadener Nervenarzt W. Mann gearbeitet und das Ergebnis seiner Studien in einer Arbeit in der Zeitschrift für Naturgeschichte und Beziehungen der Luftelektrizität zum Menschen niedergelegt. Th.

Die ersten Apotheken in Deutschland.

Der Name apotheca bedeutete ursprünglich auch nichts weiter als Vorratsbehältnis, Materialienladen. In dieser Bedeutung ging das Apothekerergewerbe aus der heidnischen Kultur auch auf die christliche Zeit und auf Deutschland, Frankreich, England und andere abendländische Staaten über. Kaiser Friedrich II. (1215–1250) war es, der durch die Anregung der Kaiserlichen Apotheken in Sizilien und Italien ins Leben rief und eine Regiminalordnung gab, wonach jeder Apotheker verpflichtet war, die Arznei genau nach Vorchrift des Arztes anzufertigen und für den festgesetzten Preis zu verkaufen. Nach hundert und mehr Jahre seitdem mit Kaiser Friedrich II. die Morgenröte in der Heilkunde angebrochen war, sollten im Dunkel dahingehen, bevor sich die Spuren von der Gründung und Weiterentwicklung von Apotheken in deutschen Landen verfolgen lassen. Soweit es sich urkundlich nachweisen läßt, entstand die erste deutsche Apotheke im Jahre 1438. Als nämlich um diese Zeit eine schwere Pest in Frankfurt am Main grassierte, ward von dem Stadtrat dafelbst ein Magazin zur Bereitung und zum Verkauf von Arzneien und „Konsekten“ ins Leben gerufen. In den Konsekten zählten Gewürze, Sämereien, Wachs, Feigen, Margarin und andere Delikatessen. Nach der Verordnung des wohlthätigen Magistrats sollten die Arzneien nur in Gegenwart des Arztes bereitet werden, so daß den Doktoren die Praxis dadurch sehr erschwert ward. Die Zubereitung der Medikamente nach den von den Ärzten geschriebenen Rezepten kam erst später in Brauch. Inzwischen gab es in der Apotheke auch sogenannte „ungemeinte“ oder einfache Heilmittel für leichtere Lebel, die aus „unschädlichen“ Kräutern bereitet waren und die der Apotheker so ohne weiteres „getrodnet oder gedörrt“ dem Publikum verkaufen durfte. Zu diesen Medikamenten gehörten Kamillen und Flieder, Schafgarbe und Bergreich, Rabarber, Waldrian, Fenchel usw., sowie Straßbräuen von Säubern und Kapauern. Die Ratsapotheke zu Frankfurt am Main bildete somit das erste Vorbild für deutsche Apotheken, und die Regiminalordnung des dortigen Stadtrates wurde in anderen Städten zum Muster genommen. Ehe man aber auch anderwärts zu der Einsicht gelangte, dem Fortschritt in der Heilkunde zu folgen, verstrich noch ein halbes Jahrhundert, denn erst mit dem Jahre 1436 erfahren wir aus Ulm, daß dort eine Apotheke bestand, sodann daß vier Jahre später die Ratsapotheke in Basel gegründet wurde. In demselben Jahre wird uns aber auch aus der Stadt G r e i l i g berichtet, der Magistrat habe dort den „Apteker Genikus“ das Privilegium erteilt, eine Apotheke zu errichten, „daneben einen Kramerladen, um drauß allerhand Spezereyen und Confect zu verkaufen“.

Im 1450 war es in Stuttgart, wo die Stadthebde dem Konfessionär Glas „an die Hand frey gab, eine apotheca aufzurichten“, welcher dann nach einigen Jahren (1457) eine zweite folgte, indem Graf Ulrich seinem Leibargte, dem „Meister“ Johann Kettner, dazu die Erlaubnis erteilte unter der Bergünstigung erteilte, daß weiter keine Apotheke in seinem Lande gebildet werden solle. Hier war der Arzt also auch Apotheker, welcher in dieser Eigenschaft neben dem Doktor auch den Titel Meister führte, wodurch angebeutet werden sollte, daß der Apotheker ein subdierter Mann und wirklicher Arzneikenner sei. Natürlich führte der Doktor in seiner Apotheke auch „allerhand Spezereyen und gut Confect, wie solche ein Apteker haben soll“. Trotz dieses Doppelschäfts muß es noch nicht so einträglich gewesen sein, denn Kettner bekam vom Grafen alljährlich als Beihilfe ein Quantum Korn und Wein, verpflichtete sich dagegen, dem Dofe bei festlichen Gelegenheiten den Konfekt das Pfund zu zwölf Schilling zu liefern.

Diese Apotheke ging beim Tode Kettners 1468 an Albrecht Nüßlmeier aus Nürnberg über und zwar unter denselben Bedingungen. Mit dem Jahre 1500 änderte sich diese Kondition, indem Herzog Ulrich von Württemberg durch Erichs Horn nach eine andere Apotheke eröffnen ließ mit der Verordnung, daß der Leibarzt des Fürsten diese Apotheke beaufsichtigen und „nach haben solle, ob Korn auch nach Vorchrift und festgesetzter Lage verfahr“.

Sundert Jahre nach der Gründung der Kettnerischen Apotheke gab es in ganz Württemberg nur noch vier Apotheken und eine besondere Hofapotheke in Stuttgart. Jetzt hat Stuttgart etwa 10 mal so viel Apotheken. Th.